

Wie Resilienz zu einem Friedensprojekt werden kann

Keynote anlässlich der Veranstaltung „Europäische Souveränität im Zeichen von Resilienz“
von KONTEXT Institut, Stadt Wien und ÖBB, 29.09.2026

Sophia Stanger

Ich möchte heute über **zwei Arten von Resilienz** sprechen, und wie diese mit Klimaschutz und Demokratie zusammenhängen. Die eine Art führt zur Abschottung und destruktiven Konflikten. Die andere hat das Potential, zu Frieden beizutragen.

Aber zu Beginn möchte ich Ihnen von einer **Reise** erzählen. Im Februar reiste ich nach Ghana in eine Stadt, die Dunkwa-on-Offin heißt. Es ist eine Stadt, die am Offin Fluss liegt. Sie hat eine lange **Geschichte des Goldabbaus**, die zurück in vor-koloniale Zeiten reicht, in die Zeit der großen Königreiche in dem Gebiet, das heute Ghana heißt. Doch in den letzten beiden Jahrzehnten hat sich etwas verändert. Als ich in Dunkwa ankam, war alles von einem braunen Film aus Staub überzogen. Die Sonne brannte vom Himmel, das Trinkwasser in Flaschen war teuer. Die Bäume, die dort normalerweise hoch und dunkelgrün wachsen, waren verschwunden. Die Erde war aufgedigelt und der rote Boden war staubig und braun. In Dunkwa, so wie in vielen anderen Orten Ghanas und Westafrikas, gibt es einen neuen **Goldrausch**. Ich sah Gruppen nach den feinen Goldpartikeln graben, mithilfe von Baggern und mithilfe von Chemikalien wie Quecksilber, das hilft, das Gold im Boden zu binden und leichter erkennbar zu machen. Mehr als 60% der ghanaischen Oberflächengewässer sind verschmutzt, Nierenversagen und Fehlgeburten steigen. In Dunkwa sprach ich auch mit **Kesiya**, einer Frau, die in einer der Goldgruben gearbeitet hat. Sie erzählte, sie habe ihre Pflegeausbildung abgebrochen, um nach Gold zu schürfen. Denn Gold bringt mehr Geld als Pflege.

Als ich Ghana verließ, waren am **Flughafen** in Accra große Schilder angebracht, die davor warnten, Gold zu schmuggeln. Einen Tag später kam ich in Wien-Schwechat an. Etwas verschlafen wartete ich auf meinen Koffer. Neben mir waren große Bildschirme mit Werbeanzeigen. Plötzlich tauchte ein Bild auf. Es zeigte einen Goldbarren vor einem grünen, österreichischen Wald. Gold: zeitlos und sicher, stand darauf.

Ich war an zwei unterschiedlichen Enden einer Lieferkette gelandet. Und das nicht zufällig: In den letzten Monaten ist der **Goldpreis** stark angestiegen. In geopolitisch instabilen Zeiten gilt Gold als krisensichere Ressource. Gold ist populär unter Investor*innen und wird zur Stabilisierung von Währungen verwendet. Ein widerständiges Material, für die Ewigkeit. Man könnte sagen: Gold ist das perfekte Material, um Resilienz zu fördern. Aber was, wenn unsere Resilienz hier in Europa auf Kosten von Resilienz anderswo ist? Was, wenn unsere Resilienz in Österreich auf Kosten von Menschen und Ökosystem in Ghana geht? Ist Resilienz hier schiefgegangen?

Resilienz ist zum Modewort geworden. Dass wir Resilienz brauchen, scheint allen klar, angesichts aller Krisen, von Klimakrise bis Krieg. Doch Resilienz ist nicht gleich Resilienz. Wenn wir Resilienz als Resilienz von Gesellschaften verstehen, dann gibt es **derzeit zwei Richtungen** der Resilienz, so scheint mir.

Die eine ist die **Resilienz der Abschottung**. Da wird Resilienz als Brandmauer gegen Gefahren, als Verteidigung gegen das, was uns bedroht, gesehen. So gut es geht, will die Resilienz der Abschottung den Status quo erhalten, in dem sie sich gegen Angriffe, meist „von außen“, wehrt. Diese Resilienz erkennt aber aktuelle Probleme. Unsere Demokratie gerät z.B. nicht nur durch Gefahren von außen unter Druck. Sondern auch **von innen**, von antidemokratischen Parteien, von

Desinformationskampagnen, von wirtschaftlichem Einfluss auf Politik. Die Klimakrise spielt auch dabei eine Rolle. Ich war heuer im **Ahrtal**, in Deutschland, wo es vor 5 Jahren eine große Flutkatastrophe gab. Ich habe mich gefragt: Welche Sicherheitsprobleme lösen Extremwetterereignisse in Europa aus? In den Gesprächen, die wir geführt haben, wurde deutlich, dass Extremwetterereignisse die Demokratie erschüttern können. Und zwar dadurch, dass sie ein Einfallstor für gezielte Desinformation sind, für Verschwörungstheorien darüber, wer Schuld hat, und die das Vertrauen in Politik erschüttern. Rechte, demokratiefeindliche Gruppen nutzen es aus, dass sie Menschen in Not leicht gewinnen können. Eine reine Resilienz der Abschottung hilft hier wenig.

Die andere Art der Resilienz, und die finde ich viel spannender, ist die **Resilienz der Kooperation**. Auch sie ist nicht blind für Krisen und Gefahren. Aber der Umgang mit ihnen ist ein anderer. Die Resilienz der Abschottung denkt in Mauern. Die Resilienz der Kooperation denkt in Verbindungen. Diese Resilienz will nicht den oft klimaschädlichen und kriegerischen Status quo aufrechterhalten, sondern neue Lebensweisen finden. Sie will Lieferketten nicht verteidigen müssen, sondern darüber nachdenken, wie Lieferketten zu Beziehungsketten – oder Beziehungskreisläufen – werden, die uns – also Menschen, Gesellschaften, aber auch Ökosysteme – verbinden, anstatt auszubeuten.

Damit wir diese Art der Resilienz aufbauen können, sollten wir uns fragen: **Welche Allianzen können wir schmieden?** Welche Beziehungen können wir aufbauen, bei denen es nicht heißt – entweder unsere Resilienz oder die unserer Gegner? Vor ein paar Monaten habe ich mich mit Kolleg*innen auf die Suche nach ungewöhnlichen Allianzen gemacht. Wir sind auf russische Friedensaktivist*innen gekommen. Denn oft sprechen wir über „Russland“, China, USA, als wären sie jeweils ein homogener Staat, ein homogener Akteur, und als könnte man ein ganzes Land unter einem autokratischen Herrscher subsumieren. So haben wir uns mit russischen Friedensaktivist*innen getroffen und viele Gemeinsamkeiten entdeckt. Eine war: gegen den Krieg zu sein, gegen die russische Aggression, und für Kooperation unter jenen, die gerechten Frieden wollen. Eine ungewöhnliche Allianz vielleicht, aber eine, die die Resilienz der Kooperation stärken könnte.

Ich bin überzeugt: Wenn wir Resilienz als Kooperation verstehen, dann kann Resilienz zu einem größeren Friedensprojekt werden.

Doch bevor ich weiterspreche, wie diese Resilienz ein Friedensprojekt werden kann, möchte ich **zwei große Missverständnisse** zu Frieden aus dem Weg räumen.

Das erste Missverständnis ist, dass **Frieden passiv** sei. Es gibt die Idee, dass Frieden nichts-tun bedeutet, abwarten. Ein Frieden, der sich dadurch definiert, was nicht ist: im besten Fall: keine Gewalt, kein Krieg. Diesem Frieden fehlt es aber an Zukunftsvision und Handlungskraft. Dann gilt er schnell nur in Friedenszeiten. In Kriegszeiten, in denen alles zu Schnelligkeit und Handeln ruft, wird dieser Frieden ins Eck gestellt, unbrauchbar. Dann wird Frieden als naiv erklärt, und Krieg wird die einzige Antwort auf Krieg. Doch der Friede, über den ich spreche, ist viel mutiger und sucht die ungewöhnlichen Wege zueinander.

Das zweite Missverständnis ist, dass **Frieden Befriedung** sei. Dass es darum geht, Konflikte zu vermeiden, oder schnellstmöglich aus der Welt zu schaffen. Verständlich, denn erstmal ist ein Konflikt unangenehm. Unruhestifter*innen sind lästig. Doch dieses Missverständnis verkennt die Kraft des Konflikts, vor allem für Demokratien. Die Kraft des Konflikts liegt darin, dass Konflikte auf Missstände hinweisen; sie machen erst mal sichtbar, was nicht gut funktioniert – wie soziale und ökologische Ungerechtigkeiten. Und erst was sichtbar wird, kann transformiert werden. Das scheint mir ein zentraler Punkt für die Klima- und Energiewende. Auch sie will transformieren. Doch damit das gelingt, muss erstmal sichtbar werden, wo die Konflikte begraben liegen. Sonst werden sie

angestrengt vermieden, und nichts verändert sich. Oder sie eskalieren irgendwann – und nichts verändert sich, weil wir riesigen Spannungen ausgesetzt sind. Im Gegensatz dazu sind konstruktive Konflikte nicht nur ein normaler Teil großer Transformationen. Sie sind notwendig.

Frieden ist also nicht passiv, sondern handlungsstark. Und er ist nicht Befriedung, sondern sieht Konflikte als normal an, und sucht den konstruktiven Umgang mit ihnen. Und damit zurück zur Resilienz der Kooperation, die zu einem Friedensprojekt werden kann. Ich möchte nun ein paar **Beispiele** teilen, wie das aussehen kann. Vorab: Viele von Ihnen arbeiten daran, Resilienz zu stärken – die Resilienz von nachhaltigen Wirtschaftssystemen, von kritischer Infrastruktur, von Städten. Ich glaube, dass viele von Ihnen dabei bereits Friedensarbeit machen, vielleicht ohne es zu wissen oder ohne es so zu nennen.

Denn generell eignen sich Klima- und Umweltprojekte ziemlich gut für Friedensarbeit. Das wird immer mehr bewusst so gehandhabt.

Ein Beispiel ist ein großes **Wiederaufforstungsprojekt in Nordirland**. In Nordirland war 30 Jahre lang Bürgerkrieg und noch immer ist es eine tief gesplante Gesellschaft. Nur 7% der Schulen sind integriert, also für katholische *und* protestantische Kinder zugänglich. Gleichzeitig weist Nordirland eine der geringsten Bewaldungsraten in Europa auf. Vor zwei Jahren hat nun ein Wiederaufforstungsprojekt gestartet. Es bringt bewusst Menschen aus beiden Lagern zusammen. Gemeinsam forsten sie ein Waldgebiet wieder auf, und es werden gemeinsame Verwaltungsstrukturen für Schutzgebiete errichtet.

Ein anderes Beispiel ist das **Fahrradnetz in Bogotá**, der Hauptstadt Kolumbiens. Es ist das größte Radnetz in Amerika. Seit seiner Entstehung hat sich das Radaufkommen nicht nur vervielfacht. Das Radnetz wurde auch so gebaut, dass es bewusst reiche und arme Stadtteile verbindet und so der starken Segregation unterschiedlicher Klassen und Gruppen entgegenwirkt. Es ist nicht nur ein Infrastrukturprojekt – sondern ein Verbindungsstrukturprojekt.

Und ja, **nicht jedes Engagement für Klimaschutz ist auch ein Friedensprojekt**. Manchmal wird es eher zu einem destruktiven Konfliktprojekt. Doch es gibt Ansätze aus der Friedensarbeit, die genau hier ansetzen: Kritische Dialoge, Mediation aber auch längerfristige Konflikttransformation. Sie können dabei unterstützen, dass aus neuen Kreislaufwirtschaftsmodellen, Infrastrukturprojekten oder Stadterneuerungen Friedensprojekte im Kleinen werden. Auch deswegen denke ich, dass die Klimaarbeit und Friedensarbeit noch näher zusammenrücken sollten. Wir brauchen einander.

Friedensarbeit machen Sie auch dann, wenn Sie sich nicht mit einer Resilienz der Abschottung zufriedengeben. Das ist manchmal gar nicht so leicht, wenn langjährige Verbündete auf einmal wegbrechen. Oder wenn global das **Imperativ der Konkurrenz**, nicht der Kooperation übermächtig scheint. Viele schimpfen ja, wir in Österreich, in der EU, seien nicht konkurrenzfähig. Ich denke mir dann: Im Konkurrieren werden andere immer besser sein. Vielleicht ist das ein Zeitpunkt zu versuchen, anstatt konkurrenzfähig **kooperationsfähig** zu werden?

Dass sich das international auch auszahlen kann, zeigt z.B. die Wahl Österreichs in den UN-**Sicherheitsrat** für die nächsten zwei Jahre. Andere Länder haben Österreich auch deswegen gewählt, weil wir keine Großmacht sind, nicht mit den Großen um Macht buhlen, und deswegen andere, kleinere Länder besser vertreten können. In angespannten Zeiten brauchte es schon immer blockfreie Staaten. Das heißt übrigens nicht, es sich leicht zu machen und sich einer Position zu entziehen. Es heißt: sich auf die Seite des Überlebens zu stellen, und das bedeutet: auf die Seite des Friedens und

auf die Seite des Klimaschutzes. Ich bin überzeugt: wenn wir das mutig tun, dann werden wir auch erkennen, dass ganz schön viele auf dieser Seite stehen.

Und diese Erkenntnis, dass sich viele für Frieden positionieren, kann ganz schön mächtig sein. Denn eine der stärksten Waffen derer, die für Trennung stehen, gegen Klimaschutz und für Krieg, ist, andere glauben zu lassen, sie wären alleine. Und tatsächlich habe auch ich immer wieder das Gefühl, allein übermächtigen Krisen und Katastrophen gegenüberzustehen.

Dann denke ich an **J.P. Lederach**, der die kritische Masse von der kritischen Hefe unterscheidet, und diese Unterscheidung finde ich besonders an einem Abend wie heute sehr passend.

Die **kritische Masse** ist das, was wir von großen Bewegungen und Protesten kennen. Sie kennen bestimmt die Theorien, dass wenn ein gewisser Prozentsatz der Zivilbevölkerung auf die Straße geht, es zu einem Umsturz kommt. Nun, die kritische Masse für Klimaschutz beispielsweise war schon mal größer. Sie scheint sich mancherorts gar gegen den Klimaschutz gewendet zu haben, oder zumindest sitzt die kritische Masse sehr viel stiller zu Hause, abgelenkt durch Krisen und Stress, und jede*r denkt, sie wäre allein.

Doch dann gibt es, und das ist vor allem in der Friedensarbeit viel relevanter, die **kritische Hefe**. Wie in einem guten Hefeteig ist Hefe nicht die größte Zutat. Aber jene, die die anderen in Bewegung, zum Wachsen bringt. Diese Perspektive geht davon aus, dass es nicht um die Zahlen derer geht, die in einem Moment auf der Straße gehen, oder um Follower-Zahlen online. Sie geht davon aus, dass eine kleine Anzahl an Menschen eine große Masse bewegen kann – wie ein gut gehender Hefeteig. Dabei geht es viel eher um die Qualität der Verbindungen, der Beziehungen derer, die gesellschaftliche Veränderungen langsam und beständig vorantreiben, als um ihre Anzahl. Eine kleine Gruppe der richtigen Menschen an den richtigen Orten mit den richtigen Verbindungen kann zur kritischen Hefe werden. *Wer* ist wichtiger als wie viele. Aber Hefe darf nicht im Kühlschrank versauern. Sie darf auch nicht zu schnell mit dem Mehl gemischt werden. Sie braucht etwas Zucker, Wärme, Zeit. Die kritische Hefe braucht auch ihre warmen, sicheren Orte zum Wachsen. Aber sie darf auch nicht nur unter sich bleiben, sie muss raus, oder rein ins Mehl, um im Bild zu bleiben, um etwas bewegen zu können. Wer weiß, vielleicht sind solche Abende ein guter Ort, um die kritische Hefe wachsen zu lassen.